

Nach dem Tsunami

Neubau einer Landschaft

Urs Meile (August 2017)

Das Fotoprojekt beschäftigt sich mit dem Neubau der Landschaft nach der Tsunami-Katastrophe 2011. Das Interesse richtet sich auf die umgesetzten Sicherheitsstrategien, die visuelle Gestaltung der Lebenswelt und den Wandel der Landschaft. Spannend ist auch die Frage, ob sich kulturelle und religiöse Eigenheiten in einem Umgang mit Landschaft niederschlagen, der sich von Mustern im nördlichen Europa unterscheidet.

Landschaft und Lebenswelt

Landschaft ist materiell. Sie umfasst geologische, geografische und ökologische Aspekte der Umwelt. Landschaft ist aber in erster Linie eine kulturelle Gestalt. Sie ist die Vorstellung der von Menschen geformten Umwelt. Landschaftsvorstellungen sind in der Neuzeit zu einem Pfeiler von Identität geworden.

Massgeblich ist weniger die alltägliche Umgebung, als eine grossräumig angesiedelte Bilderwelt. Zu den kollektiv geteilten Ikonen gehören in Japan etwa der Fujisan, pittoreske Küstenabschnitte oder herbstlich verfärbte Bergwälder.

Auch auf lokaler und regionaler Ebene spielt Landschaft eine identitätsstiftende Rolle. Die ist allerdings geringer und bezieht sich eher auf generelle Charakteristika, etwa die Lage an einem See oder Fluss. Die regionale Umwelt wird eher funktional als ästhetisch betrachtet. So ist es möglich, massive Zersiedlung zu betreiben, ohne die landschaftlichen Identitätspfeiler anzutasten. Das ist in Japan kaum anders als in der Schweiz.

Japan ist von vielfältigen buddhistischen und naturreligiösen Traditionen geprägt. Schlägt sich das in einem achtsameren Umgang mit Natur und Landschaft nieder? Die Macht und Präsenz von Naturgottheiten wird etwa in idyllisch gelegenen Shintoschreinen evoziert. Naturmächte werden symbolisch anerkannt und verehrt. Das führt aber keineswegs zu einer Tabuisierung naturnaher Landschaften oder auch nur zu einem generellen Schutzgedanken. Wenn nötig werden die Naturmächte rituell entschuldigend besänftigt. Damit ist die symbolische Ordnung gewahrt, ohne dass Bauprojekte behindert würden.

Nach der Katastrophe

Landschaft entsteht, wenn gerodet, geplant und gebaut wird. Massive Interventionen in Landschaften basieren in reichen Gesellschaften auf langfristig gelenkten Prozessen. Anders sieht es aus, wenn nach Katastrophen gehandelt werden muss.

Am 11. März 2011 überflutete ein Tsunami mehrere hundert Quadratkilometer Küstengebiet im nördlichen Japan. Stark betroffen waren etwa ein Dutzend Orte. Konventionelle Uferdämme und vereinzelt existierende Tsunami-Schutzmauern wurden überflutet. Die massive Flut drückte mehrere Häuserreihen weg, in einzelnen Fällen die ganze Siedlung. Über 18'000 Menschen verloren ihr Leben.

Viele Dörfer und Kleinstädte der pazifischen Tohoku-Küste liegen an Buchten, die natürliche Häfen bilden. Sie leben traditionell von der Fischerei. Die seitlichen Ufer der teilweise fjordartigen Buchten sind häufig felsig und steil. In der Tiefe der Bucht bietet sich das Delta und das Tal des einlaufenden Flusses als Siedlungsgebiet an.

Diese Physiognomie der Landschaft erklärt die gewaltigen Schäden durch den Tsunami. Das in die Bucht hereinflutende Wasser konnte seitlich nicht wegfließen, sondern drängte über die Hafenumauern hinweg ins Siedlungsgebiet und bis in die sich verengenden Täler hinein. Dort wurde es teilweise bis zwanzig Meter über den Meeresspiegel hochgedrückt.

Die Flut liess die Kommunen in einer anhaltenden Überforderung zurück. Nach Phasen der Bergung und des Aufräumens musste der Wiederaufbau geplant und realisiert werden. Im Gegensatz zum traditionellen Muster konnten nicht einfach die Eigentümer auf ihren Parzellen neu bauen. Dazu waren die menschlichen Opferzahlen diesmal zu hoch.

Nach Jahren des Planens, der juristischen und politischen Auseinandersetzungen ist nun eine erste Phase des Bauens im Gang: Das Planieren des künftigen Baugrunds, das Errichten von Dämmen und Schutzmauern sowie das Bauen erster Gebäude machen die Buchten zu riesigen Baustellen.

Risiko und Identität

Auf den Baustellen lassen sich die beiden Grundstrategien gegen künftige Tsunami-Risiken identifizieren: Ausweichen und Abschirmen. Ausweichen will man möglichen Fluten, indem Siedlungen auf höher gelegenen Gelände angelegt werden. Zu diesem Zweck wird Baugrund terrassiert und aufgeschüttet. Um sich gegen Fluten abzuschirmen, werden sechs bis zwölf Meter hohe Mauern am äusseren Rand des Hafengeländes errichtet.

Die Meinungen der Einwohner gehen auseinander. Viele bedauern, dass hohe Mauern der Landschaft ein völlig neues Gepräge geben. Sie schaffen visuell und alltagskulturell eine Zäsur zum Meer und zur Tradition.

So wird an manchen Orten auf eine Kombination von mittelhoher Mauer und lockerer, flutresistenter Bebauung gesetzt. Das bedeutet etwa, dass Wohnblöcke etwas erhöht und im Parterre ohne geschlossene Räume gebaut werden.

Der geplante Wandel ist in den Fischerorten berührt eher die Siedlungsstruktur als die identitätsbildende regionale Landschaft. Diese wird durch Dammbau und Terrassierungen teilweise erheblich umgestaltet, was viele als schmerzhaft Abkehr vom traditionellen Muster eines Fischerdorfes wahrnehmen. Daraus resultierten lebhaft Diskussions- und Optimierungsprozesse, bei denen die Gemeinden ein erheblichen Gestaltungsspielraum besaßen.

Die regionale Landschaft wird durch die aktuellen Arbeiten in den Küstensiedlungen modifiziert, bleibt aber in weiten Teilen davon unberührt. Das Hinterland ist landwirtschaftlich geprägt. Hier im Norden gibt es noch hunderte von Kilometern kaum berührter Felsenküste, die von Pinienwäldchen gesäumt sind. Das ist weniger auf Naturschutz, als auf die Wildheit der Küste und den geringen Bevölkerungsdruck zurückzuführen.

Anders in den dicht besiedelten Gegenden Japans. Da kennt die bauliche Optimierung der Küsten keine Grenzen. In der Bucht von Tokyo wurden Quadratkilometer von Wohn- und Gewerbegebieten aufgeschüttet, in Osaka gleich ein ganzer Flughafen. Solche massive Umbauten von Landschaft an den Rändern der Grossstädte werden von der Bevölkerung kaum kritisch diskutiert. Das mag an einer Art grauem Loch liegen: Darin verschwindet öffentliche Aufmerksamkeit, wenn der Umbau von Landschaft weder identitätsstiftende Ikonen noch die lokale Lebenswelt im Umfeld der Wohnung betrifft.

Überreste und Transformation

In den kleineren Städten des Tsunamigebiets gibt es kein Aufmerksamkeitsloch. Der alltägliche Erlebnishorizont deckt sich weitgehend mit dem Siedlungsgebiet, das nun in weiten Teilen neu gebaut wird. Auf die visuellen Spuren dieser Neugestaltung richten wir das Interesse.

Die Ausstellung umfasst zwei Gruppen von Bildern. Die erste zeigt einige der wenigen Objekte und Ruinen, die noch direkt an die Katastrophe erinnern. Hinzu kommt ein Verweis, auf naturnahe Elemente der Landschaft, die vom Tsunami nicht nennenswert beeinträchtigt wurden. Die Welle war nicht menschlichen Ursprungs, die Katastrophe schon. Eine andere Dimension verweist auf die jahrelange schwierige Lebenssituation der Überlebenden, die teilweise bis heute in Containersiedlungen wohnen.

Das zweite Set gibt einen Einblick in die Transformation der betroffenen Siedlungsgebiete. Ortsbilder, Verkehrswege und Umland werden in massiven Interventionen umgebaut. Besondere Aufmerksamkeit verdienen als umstrittenste Elemente der Umgestaltung die hohen Tsunami-Schutzmauern.

Die Fotografien entstanden auf einer Reise im März und April 2017. Die besuchten Orte sind Sendai, Ishinomaki, Onagawa, Kesenuma, Oshima, Ofunato, Goishikaigen und Kamaishi.